

## Fidel Castro – Don Quijote in Olivgrün oder Vater des Linksrucks? Eine kritische Würdigung

Kuba und speziell Fidel Castro konnten sich bereits seit der zweiten Hälfte der neunziger Jahre internationaler Erfolge erfreuen. Castro hat mit Papstbesuch, Teilnahme an der Versammlung der 48 Staats- und Regierungschefs der EU, Lateinamerikas und der Karibik in Rio de Janeiro 1998 und als Gastgeber des IX. Iberoamerikanischen Gipfels 1999, bei dem nach über fünfhundertjähriger gemeinsamer Geschichte zum ersten Male ein spanischer König Kuba betreten hat, sowie dem Gipfel der 133 G-77-Staaten im April 2000 in Havanna (einem Gegengewicht zur Organisation der G-8-Staaten) außerordentliche außenpolitische Erfolge erreicht. Flankiert wurden diese Erfolge durch Besuche von hochrangigen Wirtschaftsmanagern und Politikerdelegationen aus Spanien, aber auch aus vielen anderen europäischen Ländern, auch aus Deutschland.

Mit George W. Bush kam ein Präsident an die Macht, der in seiner ersten Amtszeit die minimalen Erfolge des Ausgleichs voriger Amtsinhaber zunichte machte. Fidel Castro allerdings bekam mit dem neokonservativen Präsidenten und seiner verfehlten Politik den dritten Atem.

Seit 2002 wurde offensichtlich, daß der Politmagier Fidel Castro konservative Innenpolitik, kubanische Medien und Fernsehpräsenz zur Mobilisierung und zur endgültigen Beendigung der Reformphase (1993–1997) nutzte. Der *Comandante en Jefe* reiste zwei Jahre unter den Augen der Kameras wie ein Kaiser im Lande umher. Die wie mittelalterliche Gerichtshöfe umherziehenden *tribunas abiertas*, offene Tribunale, verschafften Castro neue, reale wie mediatisierte Visibilität im Lande. Das hatte seine Gefahren, wie der Schwächeanfall auf einer Massenversammlung im Jahr 2000 zeigte. Durch das Fernsehen war Castro seit dem Ende der neunziger Jahre nicht mehr nur ein Bild in den Privatwohnungen, in den Amtsstuben und Zeitungen, sondern er war omnipräsent. Das gab ihm die Möglichkeit, sein Charisma wirken zu lassen, sowie der Elite die Chance, neue Kader zu rekrutieren. Fidel Castro gab zudem den Bildungssuperminister. Ein neuer Fernsehkanal sendet seit 2001 ein politisiertes Bildungfernsehen und neue politische Rituale. Castro kann noch mobilisieren, mit dem Fernsehen und

mit einem Image, das seinem Alter angepaßt wurde. Die Jugendbilder sind durch Altersbilder ersetzt worden. Allerdings machte er gelegentlich den Eindruck eines vom eigenen Autokratismus gelangweilten Altstars. Seit 2002 übernahm mehr und mehr Hugo Chávez die Rolle des Chefcharismatikers – in Lateinamerika sowieso, aber auch im kubanischen Fernsehen. Der neue Castro heißt Chávez. Fidel Castro hat mittlerweile seinen letzten Kampf aufgenommen – gegen eine schwere Alterskrankheit. Er hat seinem Bruder Raúl die Macht übergeben und wird sie nicht mehr ausüben. Damit ist das Symbol der permanenten Revolution von der Bühne, wird aber mehr und mehr zu einem Mythos.

Alles in allem und in Verbindung mit Wachstumsraten der Wirtschaft um die 10-%-Marke 2005 und 2006 zeichnet sich unter Raúl Castro und der kollektiven Führung für die nächsten drei bis vier Jahre in der Innenpolitik keine demokratische Öffnung nach westlichen Vorstellungen ab, sondern eine Stabilisierung des bestehenden Systems aufgrund politischer, kultureller und struktureller Gegebenheiten.

Der Castroismus, eine pragmatische Politik, die eine traditionell «kommunistisch» genannte Politikform mit neuen sozialen Inhalten gefüllt hat, existiert seit über vierzig Jahren. Eigentlich hat es sich immer um Linksnationalismus gehandelt. Die Basis des ständigen Wandels waren und sind die einflußreichen Konstrukte der Gleichheit, der nationalen Selbstbestimmung und der eigenen Kultur in einer Welt der Globalisierungen. Der Castroismus wirkte sich zwischen 1960 und 1990 für die Masse der Menschen auf Kuba positiv in bezug auf Grunddaten der Existenzsicherung (vor allem Ernährung, Gesundheit, Bildung; im Wohnungsbau müssen Abstriche gemacht werden) aus. Hätten die reichen Venezolaner auch nur die Hälfte des kubanischen Programms für ihre Bevölkerung übernommen, hätten sie nicht die Probleme der, vornehm umschriebenen, «institutionellen Instabilität» der neunziger Jahre. Der Castrismus hat dem Staat auf Kuba zum ersten Mal in der neuesten Geschichte über längere Zeit Stabilität, Autorität und Verankerung in der Masse der Bevölkerung gegeben. Allerdings war diese Stabilisierung nur möglich auf Basis der festen Bindung an den Realsozialismus sowjetischer Prägung 1970–1990 und der Erhaltung der grundlegenden Strukturen des «großen» Kuba. Die kubanische Revolution, selbst wenn man sie weit definiert, ist spätestens seit

1990 zu Ende; die Reformierung des Systems unter propagandistischer Nutzung des Wortes «Revolution» ist bis heute nicht gelungen. Anfang der neunziger Jahre hätte Fidel Castro eigentlich Platz machen müssen für eine wirkliche Demokratisierung und Föderalisierung der Macht, nämlich Agrarreformen, die das «kleine» Kuba anerkennen, die Selbstverwaltung der Betriebe sowie Wahlen. Im Grunde übte die Macht im Innern schon zu dieser Zeit sein Bruder aus; der ältere Castro kümmerte sich nur noch um die großen Themen, die internationale Politik und die strategischen Beziehungen, vor allem zu den USA. Sein charismatischer Autokratismus und sein Verbleiben in der oberen Machtposition, der starke Patriotismus und die Stabilität der bürokratisch-militärischen Strukturen haben Kuba zwar vor einem Zusammenbruch 1992–1996 gerettet. Faktisch existierte in der Reformphase 1993–1997 eine Pattsituation zwischen Gesellschaft, bewaffneten Kräften und Machtspitze, in der das Charisma Fidel Castros den Ausschlag gab.

Nach dem Abbruch der Reformen ist der kubanische Staat konservativ geworden. Die Frage der Zukunft wird sein, nach welcher Richtung er sich öffnet. Die Politik der Eigenständigkeit hat Fidel Castro viele Sympathien eingebracht, auch im Westen; der Haß, den es auch gibt, ist eigentlich eher ein traditionelles Ritual. Der Preis der Eigenständigkeit ist die Isolierung. Doch die Menschen auf Kuba haben tiefverwurzelte Erfahrungen mit der Globalisierung; schon der Sklavenhandel kann durchaus als Globalisierung durch Zwang betrachtet werden. Sie haben auch Erfahrungen mit der Exzeptionalität ihrer Insel; das ganze 19. Jahrhundert hindurch war Kuba in gewissem Sinne in Lateinamerika «allein». Bis 2002 schienen die einzigen «ewigen» Stabilitäten des Castrismus neben dem Charisma des Chefs vor allem die Kontrolle des Militärs (und mit ihm der Spitze des Machtapparates) über die weitere Entwicklung Kubas zu sein – vielleicht offen, aber eher noch verdeckt, wie im postsandinistischen Nicaragua, allerdings ohne den offenen Systemwechsel und die rapide Unterordnung unter die USA. Der zweite Stabilitätsfaktor fand sich im fortgesetzten Versuch, eine tiefverwurzelte Nationalkultur, zu der eben auch (aber bei weitem nicht nur) der US-amerikanische Film, ein unablässiger Strom lokaler Musikstile und die *Pelota* gehören, weiterzuentwickeln.

Die militärische Parallelorganisation der Gesellschaft ist auf Kuba weit fortgeschritten, nicht nur in den sichtbaren Bereichen

der Polizei, der Spezialtruppen des Innenministeriums beziehungsweise in den weniger sichtbaren der Armee oder des Geheimdienstes, sondern auch sozial, in die Tiefe der Gesellschaft reichend. Dies wird an den Beispielen des *Comité de Defensa* (Verteidigungskomitee, nicht zu verwechseln mit den CDR), aber mehr noch der *Asociación de Combatientes de la Revolución Cubana* (ACRC, Vereinigung von Kämpfern der kubanischen Revolution, beide gegründet nach dem Mauerfall 1989) unter Juan Almeida deutlich. Bei der *Asociación* handelt es sich um eine Neuauflage der Veteranen- und Patriotenorganisation, die alle diejenigen vereinigt (und zugleich natürlich kontrolliert), die an Kämpfen innerhalb und außerhalb Kubas zur Verteidigung der Revolution beteiligt waren.

Bisher wurde das Militär, sprich die Armee, noch nie offen gegen die Bevölkerung eingesetzt. Es wurde seit 1991 verkleinert (1995: 105 000 Mann), hat aber einen relativ guten Ruf bei der Bevölkerung. Die Verbrechensbekämpfung und die Niederhaltung der inneren Opposition, der gezielte Einsatz gegen «Unruhestifter» waren zumeist Aufgaben der Polizei oder spezieller Abteilungen des Geheimdienstes. Allerdings wurden für solche Einsätze auch die paramilitärischen Spezialbrigaden gegründet, so daß sich der Unterschied zwischen Polizei und Armee schon zu verwischen beginnt. Daß Überlegungen zum Einsatz der Armee im Inneren aber durchaus schon eine Rolle gespielt haben, zeigte sich an Äußerungen Raúl Castros während verschiedener Krisen.

Die Verbindung von Militär und Wirtschaft hat seit dem 16. Jahrhundert Tradition; die Gouverneure der frühen Kolonialzeit waren Konquistadoren; die Gouverneure zur Zeit des Absolutismus und im 19. Jahrhundert waren als Generalkapitäne per definitionem Militärs. Die wirtschaftlich überaus erfolgreiche Entwicklung der *Cuba Grande* des Zuckers und der Massensklaverei im 19. Jahrhundert beruhte im Grunde auf staatlicher Förderung aus militärischen Gründen, unternehmerischem Geschick der Elite in unruhigen Zeiten und forcierter Arbeit der Sklaven. Die Präsidenten des unabhängigen Kuba im 20. Jahrhundert waren mit wenigen Ausnahmen Militärs; Castro trägt bis heute die olivgrüne Uniform und den Bart der *Barbudos*. Aber darüber hinaus hat in der Geschichte Kubas der Militärdienst seit jeher viele Familien ernährt; die Generäle Antonio Maceo und Máximo Gómez waren während der Unabhängigkeitskriege viel populärer als selbst José Martí. Heute

stammen die meisten Angehörigen des Heeres aus den Bauernfamilien des «kleinen» Kuba; Militärs kontrollieren wichtige Teile der Wirtschaft. Mit *Gaviota, S.A.* war sogar ein von der Armee kontrolliertes Tourismusunternehmen entstanden. Die Armeeangehörigen bzw. ehemaligen Armeeangehörigen zählen zumindest nicht zu den Verlierern der «permanenten Revolution». Sie leben – mit Ausnahme einer kleinen Gruppe hoher Offiziere und Veteranen – zwar keineswegs viel besser als der Rest der Bevölkerung. Aber sie werden aus den Beständen der Armee und den Gewinnen der Unternehmen unter Militärkontrolle kontinuierlich versorgt. Das ist seit der Monopolisierung der Agros durch den Staat (etwa seit 2005) wichtig.

Mit dem Linksruck Lateinamerikas und der Konsolidierung von Chávez in Venezuela haben sich die Umfeldbedingungen für Kuba zutiefst verändert. Das Zentrum der Revolution liegt nicht mehr auf Kuba, sondern in Venezuela, Bolivien (und Mexiko). Der Castroismus wird von den neuen Bewegungen als eine wertvolle Tradition angesehen. Fidel Castro sowie Kuba gelten als «Hort» revolutionärer Tugenden, obwohl auf Kuba die permanente Revolution zu Ende ist und die Bevölkerung nichts mehr von ihr hören will. Nach außen steht Fidel Castro als Sieger da, als Don Quijote der Gleichheit und Vater der Revolution.

Die Biographie jedes Menschen ist Umwertungen ausgesetzt, wie es zwischen 2002 und 2005 auch für das Bild Fidel Castros drohte. Da Kuba in den nächsten Jahren vor Veränderungen steht, die mit neuen Umwertungen der Geschichtssicht einhergehen werden, kann es zu positiven oder negativen Mythologisierungen des Lebenswerkes von Castro kommen. Deshalb mag eine Bewertung der Biographie Fidel Castros unter den Bedingungen des von ihm maßgeblich mit geschaffenen Staates, einer Gesellschaft der Gleichheit und der Situation in Lateinamerika (2007) nützlich sein.

Fidel Castro ist in allem, was er sich in den langen Jahren seines politischen Lebens vorgenommen hat, gescheitert. Insofern ähnelt nicht nur sein jetziges Fernsehbild, sondern seine ganze Biographie der von Don Quijote. Nur in einem ist er nicht gescheitert – Fidel Castro und die engere Führungsgruppe haben auf Kuba maßgeblich ihr Hauptziel von 1959 erreicht, auf der Insel eine Gesellschaft der Gleichheit zu schaffen, mit sicheren sozialen Verhältnissen und guter Bildung für alle. Und sie haben es geschafft, dieses Hauptziel

politisch abzusichern. Das machte Kuba für eine Generation (1960–1990) zum weltweiten Modell und zum Vorbild vor allem im Süden und in Lateinamerika, aber auch für Teile der westlichen Linken. Auf Kuba entstand seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts der erste Wohlfahrtsstaat Lateinamerikas, sicherlich nicht in der Qualität, wie es die utopischen Vorstellungen der fünfziger und sechziger Jahre im Auge hatten. Aber immerhin ist Kuba ein sozialer Wohlfahrtsstaat, der sich unter schwierigsten Bedingungen bewährt hat. Ansonsten ist Fidel Castro bei allem, ich wiederhole, gescheitert. Aus der Perspektive des neuen Lateinamerikas ist er aber eben «erfolgreich» gescheitert. Ziel Weltrevolution, um in Realität den Menschen einer kleinen Insel eine bescheidene soziale Gleichheit zu sichern, könnte das Motto lauten. Sicherlich eine heroische Illusion. Für die historische Erinnerung mag es nützlich sein, die wichtigsten Prozesse dieser heroischen Illusion noch einmal Revue passieren zu lassen. Castro scheiterte mit dem Versuch einer demokratischen Revolution 1956–1961, vorwiegend durch den Widerstand der Oberklassen Kubas und der USA, aber auch wegen des gewaltsamen und militärischen Charakters des Guerillakrieges und der *Sierra*-Führungsgruppe. Castro und Che Guevara sind 1962 gescheitert in dem Versuch, den Supermächten des kalten Krieges, vor allem natürlich der UdSSR, aus vermeintlich geostrategischer Position Politik vorzuschreiben. Gescheitert ist die Entwicklung einer Industriebasis auf Kuba nach den Regeln der Dependencia-Theorie. Ganz deutlich wurde das Scheitern der Utopien in der Politik der Weltrevolution zwischen 1962 und 1967. Gescheitert sind auch die Politiken des «großen Sprunges» (Zehn-Millionen-Ernte 1970) und der «revolutionären» Züchtung eines neuen Rindertyps.

Castro hat zur Begründung jeder neuen Politik Reden gehalten und Interviews gegeben. Leser dieser Reden aus dem Abstand von Jahren – und auf Kuba gibt es Spezialisten bei dieser Art von Elitenkritik – meinen regelmäßig darauf hinweisen zu müssen, man habe es mit einem jeweils anderen Fidel Castro zu tun. Castro hat seine Politik aber nur den neuen Bedingungen angepaßt; er hatte eben einen langen Atem. Gescheitert ist auch die Integration Kubas in den Realsozialismus osteuropäischer Prägung mittels wirtschaftlicher und sozialer, weniger politischer und ideologischer Anpassung (1970–1986). Schließlich der Zusammenbruch des Realsozialismus in Europa und die gescheiterten Versuche, durch anti-

marktwirtschaftliche (1986–1992) sowie quasimarktwirtschaftliche Reformen (1993–1997) den tropischen Sozialismus auf Kuba zu reformieren und wirtschaftlich stärker an Mexiko, Kanada oder Spanien sowie die Europäische Union zu binden (1993–2002). Das scheiterte nicht zuletzt deshalb, weil Castro-Kuba immer eine sehr eigenständige Politik betrieben hat und vor 1992 auch der weltpolitischen Rolle im Sinne des Konzepts der permanenten Revolution nicht entsagen (Angola, Nichtpaktgebundenenpolitik sowie zivile Programme in Ländern der dritten Welt) oder gar seine wirtschaftliche Unabhängigkeit einschränken lassen wollte. Gescheitert ist auch die größte Süd-Süd-Solidaritätsaktion der Weltgeschichte, der Versuch, in 15 Jahren in einer zwischen Angola und Kuba abgestimmten Aktion in dem afrikanischen Land etwa die Alphabetisierung zu vollenden. In allem sind Castro und der Castrismus aber eben «erfolgreich» gescheitert, weil jedes Scheitern durch die Anstrengungen der Menschen, durch die Arbeit, die Kommunikation, die Solidarität, die Netzwerke, die Institutionen, das Beispiel, die relativ geringen Kosten und den Pragmatismus der Kubanerinnen und Kubaner etwas bewegt hat.

Obwohl Castro als junger Guerillaanführer 1959 niemals ein bürokratisches Amt antreten wollte, hatte er 16 Jahre später (1975) formal alle Ämter inne, die ein Politiker in einem autokratischen System haben kann. Dazu hat ihn sicherlich auch die innere Führungsgruppe gedrängt, die immer noch aus Guerillakämpfern besteht; Castro hat sich allerdings die Performance eines charismatischen, undogmatischen und ungebundenen Guerillachefs nie abnehmen lassen. Selbst bei großen internationalen politischen Ereignissen oder beim Kontakt mit anderen Politikern oder Amtspersonen (wie dem Papst) ist Fidel Castro immer recht unkonventionell aufgetreten. Er hat immer, auch im internen Machtsystem Kubas, außerhalb oder am Rande der Institutionalität gewirkt. Im Machtsystem Kubas hat Fidel Castro die Technik des charismatischen und zugleich patriarchalischen Populismus wie kein zweiter wirklich *verkörpert*, durch sein Auftreten, seine Performanzen, Reden und durch seinen eigenen Körper und dessen Abbilder (*images*). Alles weist darauf hin, daß diese Verkörperung nie eine simple Rolle war, sondern gelenkt war durch das Wissen und die Überzeugung von der Richtigkeit seiner Ziele. Castro ist ein Don Quijote des Kampfes um die Gleichheit. Aber er gilt auch

als Vater des Linksrucks in Lateinamerika; die linken Regimes in Lateinamerika sind eng mit einer «Rückkehr des Staates» verbunden. Insofern verwandelt sich Fidel Castro zur rechten Zeit von einem einfachen Mythos in einen globalisierten Mythos, der die vielen Momente des realen Scheiterns, des Autokratismus und der Menschenrechtsverletzungen auf Kuba überstrahlt.

Die Lösung der Probleme des heutigen Kuba liegt für die gegenwärtige Führung offensichtlich weiterhin in einer Kombination aus der starken Tradition und Stellung des Castrismus, der Treue vieler Kubaner zum Vorbild Fidel Castro und der Rolle der Armee. Seit Mitte 2006 hat Raúl Castro auch offiziell die Macht, die er im Innern schon seit den neunziger Jahren kontrollierte. Die Armee – und damit Raúl Castro – und die Partei (auf die Raúl Castro mehr Wert legt als sein Bruder) werden über einen längeren Zeitraum die politische und wirtschaftliche Transformation bestimmen, auch wenn Fidel Castro sterben sollte. Sein Mythos und der Castrismus leben, sie haben ihre Überlebensfähigkeit in 30 schwierigen und zehn extrem komplizierten Jahren bewiesen und wirken mehr denn je in Lateinamerika.

Das Staatsproblem in Lateinamerika und Kuba muß historisch ganz anders diskutiert werden als in einer heutigen Debatte über absolute Werte, m. E. vor allem im Zusammenhang mit der Legitimität eines kleinen Staates unter Bedingungen der Globalisierung. Insofern ist der Castroismus die kreative atlantische Transkulturation aus Inselnationalismus, ethischem Populismus und charismatischer Herrschaft, die das zentralistische Element ausmacht und sich weitgehend auf die Armee stützt, mit caudillistisch-bonapartistischen Elementen. Gerade diese aber werden bei einer Änderung der US-Politik eine wichtige Rolle spielen, denn Autokratismus ohne Revolution (die, ich wiederhole, im Innern zu Ende ist, die kubanische Führung nutzt «Revolution» nur noch diskursiv) wird die bürokratischen Eliten des Landes nach Ableben der revolutionären Autokraten noch einmal vor die Entscheidung stellen, ob sie wirklich näher an Lateinamerika heranrücken wollen oder ob es in ein paar Jahren zu einer Wiederannäherung an die USA und zu einer Wiederherstellung der privilegierten Rolle der Insel kommt (für die Eliten). Auch Raúl Castro wird nicht ewig leben.

Das sind die Bewertungen, die ein Historiker einzubringen vermag in die Debatte um die langen Linien der Geschichte, um Ent-

wicklungswege («Pfade»), die von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft Kubas reichen. Das Heute ist morgen Geschichte; an jedem beliebigen Tag kann auch Unvorhergesehenes eintreten. *La vida sigue igual* ... gilt nicht für ewig. Überraschungen sind in der Geschichte immer möglich.

Deshalb sollte man die vorangegangenen Narrative nicht als Prognose begreifen, sondern als Überlegungen eines Historikers, der Kuba, auch als Teil der eigenen Biographie, seit 1963 kennt. Für europäische und deutsche Beobachter der Szenerie in der Karibik erinnert vieles an die Zeiten der deutschen Teilung, vieles mag auch ähnlich sein. Ein Komplex ist aber völlig anders: Die «Heimat» der kubanischen Nation ist die Insel Kuba, nicht Little Havana in Miami oder irgendeine andere kubanische Kolonie in der Welt. Hier fließen Nationalismus und Inselbewußtsein zusammen.

Man sollte sich also nicht täuschen: Solange der vielumworbene *Pueblo* nicht in Massen protestiert, kann der militärisch-politische Lösungsversuch des Castroismus mit Akzeptanz rechnen. Allerdings wird sich jede Führung à la longue auch offen und weit intensiver als heute mit dem Problem «kleines» und «großes» Kuba auseinandersetzen müssen. Die Chancen für ein modernisiertes «kleines» Kuba waren eigentlich, ebenwegen des immer noch charismatischen Autokratismus, nie besser als heute.

Sosehr das Schicksal Kubas mit dem Leben und Wirken von Fidel Castro untrennbar verbunden scheint und sosehr die Traditionen des konservativen Staates, des Personalismus und der Militarisierung immer noch deutlich sind, gerade bei Raúl Castro, so stark ausgeprägt ist unter den Kubanern auch die Sensibilität für alles, was nationale Unabhängigkeit, Würde und Eigenständigkeit angeht, nicht zuletzt auf kulturellem Gebiet. Fernando Ortíz hat es im Pathos der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts so formuliert: «In Kuba, mehr als bei anderen Völkern, bedeutet die Verteidigung der Kultur die Rettung der Freiheit.»